

Der Botschafter

Am 22. Dezember wird Rainer Werning 75. Seine jüngsten E-Mail-Wünsche lauteten: »Herzliche Jahresausklangcheerios in und mit der Hoffnung auf ein weniger vermaledeites Jahr 2025.« Gesprochen hätte Rainer Werning, der am 22. Dezember vor 75 Jahren in Münster geboren wurde, das im rheinisch-westfälischen Singsang, also mit Wärme und Genauigkeit bei der Charakteristik der Zeitläufte.

Die hat er in großen Teilen der Welt, vor allem in Ost- und Südostasien, seit mehr als 50 Jahren vor Ort und aus der Distanz als promovierter Wissenschaftler studiert, verfasste zahlreiche Bücher über vom Kolonialismus besonders geschundene Länder wie die Philippinen und Korea und bereitet bis heute Aktuelles journalistisch auf – viel für den Hörfunk, für die *Nachdenkseiten*, die Schweizer *Woz* und viele andere. Er ist ein Botschafter im Sinne des Wortes. Im nächsten Jahr werden es 30 Jahre seit jenem Tag sein, an dem sein erster Artikel in *jW* erschien. Er ist hartnäckig, weil ein im Sinne Brechts freundlicher Mensch.

Das hängt mit seinem politischen Kompass zusammen, abzulesen etwa in seinem Band »Krone, Kreuz und Krieger« (2011) über die koloniale Hinterlassenschaft auf den Philippinen. Allerfrömmst katholisch seit Jahrhunderten Muslime niedermachen, zwischendurch Nazis und Falangisten päppeln und sich 1898, vorm Raub der Inseln aus dem Kolonialreich Spaniens, vom US-Präsidenten William McKinley sagen lassen: »Und eines Nachts überfiel es mich (...) und ich entschied: (...) dass uns nichts anderes übrigblieb, als sie alle zu übernehmen, die Filipinos zu erziehen, sie emporzuheben, zu zivilisieren und zu christianisieren.« Werning nannte so etwas zu Recht ein »Dokument, das möglicherweise zu den am meisten grotesken der Weltgeschichte zählt«. Beim US-Zivilisieren blieb es ja auch im wesentlichen. 2020 erschien Wernings Gesprächsband mit José Maria Sison, dem ins niederländische Exil getriebenen Gründungsvorsitzenden der Kommunistischen Partei der Philippinen: »Ein Leben im Widerstand«. Niemand außer Werning beleuchtet hierzulande kontinuierlich diese Gegenseite der historischen Medaille.

Und dann Korea. Das mit Du-Yul Song verfasste Buch »Korea. Von der Kolonie zum geteilten Land« von 2012 ist eines der besten deutschsprachigen Bücher zur Kolonial- und Kalter-Krieg-Geschichte des Landes, das gemeinsam mit der DDR-Koreanistin Helga Picht herausgegeben »Brennpunkt Nordkorea« (2018) angesichts der noch gestiegenen Kriegsgefahr so wichtig wie vor sechs Jahren.

Herzlichen Glückwunsch und auf viele Jahre!

Arnold Schölzel

Wenn Hannes Zerbe, Berliner Großmeister des Jazz, loslegt, darf man sich freuen. Denn Zerbe weiß, was er tut. Am 11. Januar 2025 wird er auf der von der *jungen Welt* zum 30. Mal ausgerichteten Internationalen Rosa-Luxemburg-Konferenz (RLK) dabei sein. Und mit dem 18köpfigen Hannes-Zerbe-Jazz-Orchester Berlin sowie mit der Schauspielerin Heide Bartholomäus eine bedeutende Eigenkomposition darbieten. Zerbes »Projekt Industriekultur« ist eine Hommage an die Moderne und spiegelt die Technikbegeisterung des frühen 20. Jahrhunderts mit musikalischen Möglichkeiten.

Ein ästhetisch an Hanns Eisler und Arthur Honegger erinnernder Maschinenklang entsteht, im Rhythmus des Herzschlags: Es schrammelt und rammelt, es rüttelt und schüttelt, es knarrt und rattert, trottet und trötet, scheppert und schellt. Plötzlich sprudelt aus dem Getöse eine Melodie. Trommeln unterlegen, Gebimmel begleitet sie. Man wähnt sich in einem Orkan aus Klangmustern, der sich allerdings der Schönheit des Augenblicks willig unterordnet. Das ist der Sound der Moderne, ohne kitschigen Kitt, ohne gewollte Sprödigkeit. Man hört es gern.

Tatsächlich kam die Inspiration nicht allein von Eisler, sondern vor allem von dem sowjetischen Komponisten Alexander Mossolow (1900–1973). Dessen »Sawod« – was übersetzt schlicht »Fabrik« heißt, aber im Westen unter dem deutschen Titel »Die Eisengießerei« bekannt wurde – ist in gewisser Weise das Vorbild für Zerbes Meisterwerk. Es handelt sich um ein klangliches Denkmal für die erste, ursprüngliche Avantgarde vor 1930. Atonalität und Provokation umarmen sich – und finden vereint mit klassischer Harmonie zur schrägen Lieblichkeit des Jazz. Das Orchester ist originell besetzt. Es umfasst außer Piano, Schlagzeug, Xylophon und Flöte auch ungewöhnliche Arten von Bläsern: neben der Klarinette die Bassklarinetten, zudem das Flügelhorn, Frenchhorn, je ein Tenor-, Alt- und Baritonsaxophon, dazu diverse Trompeten, Posaune, sogar das Sousaphon (eine Art Tuba), eine Gitarre, ein Kontrabass. Manche Musiker wechseln während des Auftritts das Instrument. Ja, hier ist was los.

Zu Beginn werden zwei Musiker sich spielenderweise den Weg durch den Publikumssaal auf die Bühne zum restlichen Orchester bahnen. Für den Komponisten Zerbe, hier auch als Dirigent und Pianist agierend, ist es wichtig, dass die Atmosphäre nicht steif, nicht verhalten

Set aus Leipzig bringen es nie zu einem eigenen Amiga-Album. Immerhin drei Singles und sieben Samplerbeiträge schlagen zu Buche, ehe sie Mitte der achtziger Jahre ihre Aktivitäten einstellen. Nach der sogenannten Wiedervereinigung entdecken findige Trüffelschweine noch einige Tracks im DDR-Rundfunk-Archiv und retten sie auf Ostrock-Samplern. Das Zeug zu mehr hatten sie auf alle Fälle.

Lutz Heinrich ist Gründer, Gitarrist und eine Weile der musikalische Kopf von Set, ein gelernter Schmied aus der sächsischen Provinz, der 1971 von Renft-Gitarrenheld César Peter Gläser entdeckt und nach Leipzig beordert wird, weil er kurz zuvor als Opener für Renft mit seiner Krawalltruppe Club 5 den Laden abgefackelt hatte. In Leipzig stößt Heinrich auf eine lebendige und ziemlich professionelle Szene und weiß sich durchzusetzen. Mit Bernd Haucke (Drums), Bernd Seifert (Bass)

Der Sound der Moderne

Das Hannes-Zerbe-Jazz-Orchester Berlin spielt auf der 30. Internationalen Rosa-Luxemburg-Konferenz in Berlin.

Von Gisela Sonnenburg



Er weiß, was er tut: Hannes Zerbe leitet sein Orchester

ist. Publikum und Raum sollen erfasst werden von der alarmierenden Stimmung des Werks.

Provokation! Sie steckt quasi in jeder Sekunde des »Projekts Industriekultur«. Es geht nicht um die Befriedung mittels kulturellen Konsumterrors, nicht um Kunst »im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit« (Walter Benjamin). Es geht um den Aufbruch in eine Zeit, die Hoffnung birgt. Die »permanente Revolution« findet sich solchermaßen transzendiert – die Musik übernimmt das Ruder, treibt stetig voran, unerlässlich und beinahe gnadenlos.

So wird aus dem euphorischen Gedicht über die New Yorker »Brooklyn Bridge« (1925) des sowjetischen Dichters Wladimir Majakowski (1893–1930) zitiert. Aber auch ein Auszug aus dem 1909 erstmals in *Le Figaro* erschienenen »Manifest des Futurismus« des späteren Faschisten Filippo Tommaso Marinetti (1876–1944) ist zu hören. Die aus Film und Fernsehen bekannte Stimme von Heide Bartholomäus

proklamiert mit viel Energie im Unterton diese provokante Literatur, die Hannes Zerbe in den musikalischen Fluss eingearbeitet hat.

Majakowski war ein Weltbürger, er pendelte zwischen verschiedenen Gesellschaften. Heißblütig und früh begeistert von den marxistischen Zielen, verfasste er Verse von verblüffender Modernität. Aufrütteln und alle Kräfte einer Gesellschaft bündeln – das waren seine Absichten. Als er seinem Leben im Alter von 36 Jahren mit einem Pistolenschuss ins Herz ein Ende setzte, war er bitter enttäuscht von den Menschen. Hatte er sie überschätzt? Sein Lebensgefühl jedoch gibt heute noch Kraft für die Zukunft.

Der Italiener Marinetti wiederum war so sehr begeistert von seinen technischen Vorstellungen einer glücksverheißenden Zukunft, dass er damit eine Option zur Loslösung von heuchlerischer Bürgerlichkeit verband. Bei ihm glänzt und blitzt die künftige Welt strotzend vor Freude in Eisen und Stahl. Marinettis Technikgläubigkeit entsprach dem Zeitgeist: Fortschritt wurde vorrangig in Maschinen jedweder Art sowie im

Geschwindigkeitsrausch erkannt. Im Kontext der Industriekultur wirkt vor allem sein Bedürfnis nach fortschreitender Industrialisierung.

Und so wirft Hannes Zerbe die Leinen des Jazz aus, um eine prägnante kulturelle Epoche an Land zu ziehen, mit ihr zu spielen. Zerbe verspricht uns »viele verschiedene Charaktere im Orchester«, bis zum famos-elegantem Schlussakkord. Rund 35 Minuten wird sie dauern, die Aufführung. Danach geht es weiter mit Livemusik von Zerbe und Gefährten. Das jazzt!

■ »Projekt Industriekultur«, Hannes Zerbe und das Hannes-Zerbe-Jazz-Orchester Berlin, 30. Internationalen Rosa-Luxemburg-Konferenz, 11. Januar 2025, Berlin. Bitte beachten: Das Konzert beginnt bereits um 10.30 Uhr, Vorträge ab 11 Uhr

■ Tickets unter jungewelt-shop.de (Normalpreis: 39 Euro, Sozialpreis: 24 Euro, Solipreis: 59 Euro)

■ jungewelt.de/rlk

■ Hannes Zerbe gestaltet jeden ersten Dienstag im Monat die Veranstaltungsreihe »jW geht Jazz« in der Berliner *jW*-Maigalerie

Das geht los wie Sau

Unsung Heroes (28): Set

und Hans Kölling (Gesang, Gitarre, Saxophon) bildet er bald den kreativen Kern von Set, den ständig wechselnde Mitstreiter ergänzen. »Wir spielten auf den Konzerten Colosseum und andere raffinierte Sachen, teilweise richtige Werke«, erzählt Heinrich im Interview mit deutsche-mugge.de. »Da ging es richtig zur Sache mit knallharten Gitarren, langen Gitarrensoli, Orgeleinlagen à la Rick Wakeman, insgesamt also alles auf einem hohen handwerklichen und musikalischen Niveau.«

Diese Ruppigkeit zeichnet dann auch ihre erste Plattenveröffentlichung aus. »Eisen« heißt recht treffend ihr Beitrag zum Sampler »Hallo 1975«, ein schmutziger Heavy Boogie in der Tradition von Steppenwolf mit einer liquide gniedelnden Leadgitarre von Heinrich. Aber dann macht er den Fehler und zeigt seinem Rundfunkproduzenten »Huscha«, eine dümmlich-schlagerecke Dixielandnummer über einen liebsten Pechvogel, der sein Mädchen mit auf eine Bootsfahrt nimmt und mit ihr kentert. Der Erfolg dieses Gags sorgt dafür, dass sie neben härteren Stücken immer wieder solche Nettigkeiten produzieren, die im ziemlichen Widerspruch stehen zum Prog-Hard-Rock ihrer Konzerte und ihnen vielleicht auch ein wenig ihre Aura eindellen. Im Westen wäre es jedenfalls so gewesen.

Set machen viele Besetzungswechsel durch, auch das verhindert vielleicht den ganz großen Durchbruch in der DDR.

1978 kommt schließlich Thomas Bürkholz als Schlagzeuger zur Band, der seine eigene Bürkholz-Formation fünf Jahre zuvor aufgeben musste, weil die Fans der Band beim Konzert eine kleine Revolte angezettelt und Ordnungskräfte vermöbelt hatten. Von Bürkholz und dem häufig gebuchten Textdichter Jan Witte stammt die zweite Set-Großtat, die Hymne von »Kipper Keule«. »Hejo, kommt Keule vom Bau / Hejo, das geht los wie Sau«, heißt es da zu recht über diesen heldenhaften Arbeiter der Faust, der für alles eine Lösung findet. »Keule schafft, und er weiß das, er kann das / und da muss das verdammt noch mal irgendwie hinzukriegen sein.« Und der pathetische, beinahe sakrale Hammer-Riff geht nicht nur wirklich los wie Sau, er macht auch eins ganz klar: Es ist beruhigend, dass es da draußen einen wie Keule gibt, der den Laden am Laufen hält.

Frank Schäfer